Islam im Klassenzimmer

Junge Muslime verweigern den Unterricht. Lieber gehen sie in die Moschee. Lehrer berichten von einer Schule im freien Fall.

Von Daniela Niederberger, 26. 08. 2026

Wie verändert die Migration die Schule? Wie sieht es im Klassenzimmer aus, wenn nur noch ein, zwei Kinder zu Hause Deutsch reden? Lehrerinnen und Lehrer aus allen Stufen berichten in ausführlichen Gesprächen von einer Schule, die in gewissen Bereichen «im freien Fall» ist.

https://weltwoche.ch/story/islam-im-klassenzimmer/

Früher gab’s die Weihnachtsgeschichte

Den Anfang macht eine Kindergärtnerin, die 44 Jahre im Amt ist, davon 33 in derselben Kleinstadt im aargauischen Freiamt. Der Kindergarten liegt in einer Siedlung mit vielen Ausländern.

«Ich habe einige Kinder, deren Eltern auch schon hier zur Schule gingen und die perfekt Schweizerdeutsch reden. Sie bringen es ihren Kindern aber nicht bei. Diese kommen in den Kindergarten und können kein Wort Deutsch. Das sind vor allem Kosovo-Albaner und Türken. Sie bleiben in ihren Clans, muss man schon fast sagen. Sie wollen sich nicht integrieren. Es kommt mir wie eine Verweigerung vor.»

Wie geht das konkret, wenn nun die Kindergärtnerin im Stuhlkreis den Kleinen etwas erzählt? «Sie verstehen es nicht. Ich mache mein Programm und kann nicht jedes Kind fragen, ob es mich verstanden hat.»

«Vor den Sommerferien hatten wir das Thema Bauern. Bauern im Flachland und Bergbauern. Viele Migrantenkinder haben keine Ahnung, was eine Alp ist, was Berge sind, ein Bähnli. Sie können nicht mitreden. Oder wissen nicht, was aus Milch gemacht wird. Sie kennen den McDonald’s und das Trampolino in Dietikon.»

Vor Weihnachten lädt sie immer die Eltern ein. Früher erzählte sie die Weihnachtsgeschichte. «Das mache ich nicht mehr, weil ich so viele Muslime habe.»

Die Kinder hätten weniger Fertigkeiten: Viele könnten den Rucksack oder die Znünibox nicht selber öffnen. «Die Mütter machen alles für ihre Kinder» – nicht nur bei den Ausländern, dort aber ausgeprägt. Am Morgen bringen, am Mittag holen, dabei seien die Wege kurz und lägen alle in der Tempo-30-Zone.

«Das Schätzeli wird überbehütet, noch ein Kuss, sie kommen mit ins Zimmer; den Kindern ist es unwohl, sie werden richtig bedrängt. Früher wollten die Eltern ihre Kinder möglichst schnell zur Selbständigkeit erziehen. Jetzt räumt man ihnen alles aus dem Weg. Hat ein Kind mal den Znüni vergessen, spurtet die Mutter in den Denner und kommt ausser Atem hier an, nur damit es sein Gipfeli hat und seine Capri-Sonne. Es könnte doch seine Gspänli fragen, ob sie ihm etwas geben, und würde dabei etwas lernen. So behalten die Mütter ihre Kinder lebensuntauglich; klein und abhängig.»

Es grassieren Übergewicht und Karies. «Eine Katastrophe. Letztes Jahr hatte ich einen Bub, bei dem waren alle Zähne kariös bis aufs Zahnfleisch.»

Sie hatte einige Kinder aus Afghanistan in der Klasse. «Diese Familien integrieren sich absolut nicht. Die Eltern sind passiv, erziehen ihre Kinder nicht und sagen immer: Die Schule macht das.»

Als der Luftschutzkeller unter dem Kindergarten eine neue Metallschutztüre erhielt, hämmerten zwei Afghanen-Buben mit Steinen darauf, bis es Beulen gab. Die Kindergärtnerin sagte dem Vater, er müsse das bezahlen. Dieser antwortete: «Ah, Gemeinde muss zahlen.»

Ist das nun der Frust einer muslimfeindlichen Frau? Oder unterrichtet sie halt zufällig in einem Problemquartier?

Nein, sagen einige Lehrerinnen. «Alle wissen es, aber man spricht nicht darüber.»

«Ich ga Migi»

Fädeln wir nun den Knäuel an Informationen, den die Kindergärtnerin uns mitgegeben hat, auf: das fehlende Deutsch, die fehlende Integration der Muslime. Stimmt das? Und wie belastet das die Schule?

«Deutsch ist das weitaus grösste Problem bei Kindern immigrierter Eltern», sagt eine Primarlehrerin aus dem Thurgau. Sie unterrichtet seit 21 Jahren. Ab 40 Prozent Ausländeranteil in der Klasse sei es nicht mehr möglich, das Leistungsniveau zu halten, trotz Förderung wie etwa Deutsch als Zweitsprache (Daz). An ihrer Schule haben von 28 Erstklässlern noch vier einen Schweizer Namen. Weil so viele Kinder in den Kindergarten kamen, ohne ein Wort Deutsch zu können (notabene oft trotz Eltern, die hier geboren sind), gibt es im Thurgau wie auch in anderen Kantonen ein vorschulisches Sprachjahr für Dreijährige.

Die Lehrerin: «Jetzt wissen sie etwas mehr als nichts. Verglichen mit Vierjährigen aus andern Familien haben sie aber dennoch keinen Wortschatz und können keine Sätze bilden.»

Dass das Deutsch klar schlechter geworden ist, auch bei Ausländern der dritten Generation, beobachtet eine langjährige Sekundarlehrerin aus Winterthur ebenfalls. «Die Schüler wollen bloss miteinander kommunizieren können, der Rest ist egal. Präpositionen werden nicht verwendet. Sie sagen: ‹Ich ga Migi.› Die Bildungsferne ist ein Problem.»

Auch sie unterrichtet an einer Schule mit vielen Ausländern. In ihren Klassen hat es nie mehr als ein, zwei Kinder mit Schweizer Eltern. «Redewendungen durchnehmen, das machen wir schon lange nicht mehr. Texte schreiben ist freiwillig. Wir haben eine Sprachverkümmerung.»

Eine Lehrerin, die Daz an einer Oberstufe unterrichtet, erzählt vom Geografieunterricht eines Kollegen in der Sek B. Es geht um Vulkane. Die Schüler kennen die Fachausdrücke, etwa Magma. «Aber einen Satz bilden mit dem Wort, das können sie nicht. Wenn im Test der Lehrer den Satz so halb versteht, gibt er den Punkt.»

«Bei der Sprache erleben wir einen wahren Bildungseinbruch», sagt eine Sekundarlehrerin aus einer Stadt im Zürcher Oberland. Sie unterrichtete lange Jahre eine Sek B, jetzt ist sie Heilpädagogin an der Oberstufe und hat Einblick in alle Klassen. «Im Fach Deutsch sind vier Kompetenzen ausschlaggebend für die Note: Sprechen, Textverstehen, Lesen, Hörverstehen. Es ist ziemlich einfach, da eine genügende Note zu erreichen, ohne dass du einen korrekten Satz schreiben kannst. Ich spreche von einem einfachen Hauptsatz. Die Bewertung ist sehr elastisch. Wenn du ein paar Worte verstanden hast, ist schon gut.»

Weil Deutsch auch für Fächer wie Geschichte, Geografie und Mathematik grundlegend ist, nehmen dort die Leistungen genauso ab. Die Lehrerinnen müssen das Tempo drosseln und die Lernziele herabsetzen. Das hat Folgen für alle.

Warum können viele hier geborene Ausländer der dritten Generation so schlecht Deutsch? Wegen der fehlenden Integration. «Sie bleiben unter sich», sagt die Sekundarlehrerin aus Winterthur. «Meine Kosovo-Albaner treffen die Cousinen. Kosovaren heiraten nur Kosovaren. Ein Austausch mit Schweizern findet nicht statt ausserhalb der Schule. Schüler sagen mir: Ich darf nicht zu Schweizern heim.»

Gegensatz zu den siebziger Jahren

Die Mutter aus dem Kosovo arbeitet in der Fabrik, wo praktisch nur Frauen aus dem Kosovo arbeiten und sie nicht deutsch reden muss. Ausserdem: «Viele Kosovaren, die hier zur Schule gingen, ‹importieren› eine Frau aus dem Kosovo, die kein Deutsch spricht und manchmal auch nach Jahren noch kaum.» Oft arbeiten Vater und Mutter Vollzeit, und die Grossmutter, die kein Deutsch spricht, schaut zu den Kindern.

Diese Kinder gehen auch nicht in Vereine. Einer ihrer Schüler war eine Zeitlang im Handballklub, hörte aber wieder auf – es war ihm zu schweizerisch.

Was für ein Gegensatz zu den siebziger Jahren! Eine Spanierin, die damals in einem Wohnblock in Winterthur aufwuchs, erzählt: «Meine Eltern sprachen mit uns Kindern auch kein Deutsch daheim. Aber draussen beim Spielen mit den Italienern, den Griechen und den Schweizern lernte ich rasch Schweizerdeutsch. Und Frau Müller aus dem gleichen Block gab mir Kasperlikassetten.»

«Muslime bleiben in ihrer Kultur»

Weshalb integrieren sich Familien aus dem Kosovo, aus Mazedonien und der Türkei so schlecht? Das hat mit der Religion zu tun. Mit dem Islam.

«Die Muslime bleiben in ihrer Kultur», sagt die Primarlehrerin aus dem Thurgau. Sie unterrichtet eine Kleinklasse mit schwachen Schülern, alles Migranten. Sie arbeitet eng mit den Eltern zusammen (oder sollte) und sieht in die Familien hinein. «Die Muslime leben zwei Leben. In der Schule, nach aussen, sagen diese Eltern immer: ‹Ja, ja›, nach innen macht man nur seine Sachen. Man hat Grosseltern, Cousins, eine riesige Familie, alle im gleichen Dorf. Da sehe ich einen grossen Unterschied zu den Italienern. Die bemühen sich um Integration. Mit muslimischen Eltern habe ich kein offenes, ehrliches Arbeitsbündnis. Sie sagen, was die Schule hören möchte, zum Beispiel: ‹Ja, wir wissen, dass er nicht gamen soll bis um ein Uhr morgens.

Nein, nein, er spielt kein Fortnite mehr›, und es ist schnell ersichtlich, dass es nicht stimmt.»

Anders italienische Eltern. Diese seien kooperativ. «Ein Vater, Lastwagenchauffeur, wollte von mir wissen: Was können wir tun als Eltern? Was muss meine Tochter üben?»

Ähnliches beobachtet die Winterthurer Sekundarlehrerin. «Viele Eltern übernehmen keine Verantwortung. Und wir zwingen sie zu wenig dazu. In den Sekundarklassen B und C kommen die Eltern nicht an die Elternabende. Die Berufswahl überlassen sie der Schule.» So suchen Lehrer für ihre Schülerinnen und Schüler Lehrstellen und schreiben in der Freizeit mit ihnen Bewerbungen – bis zum Burnout. «Weil die Eltern ihren Job nicht machen. Wir machen es ihnen zu einfach.»

Albanerjungs sind Leitwölfe

In muslimischen Familien gibt es klare Rollenbilder. Der Mann übernimmt die Führung. Und so sei es in der Schule mit den Albanerjungs, sagt die Heilpädagogin. Die gäben in der Klasse klar den Ton an. «Sie bedrohen niemanden. Aber sie sind die Leitwölfe. Die Schweizer Kinder ordnen sich unter. Die sitzen da ganz eingeschüchtert und gucken, ob die Migrantenkinder mitmachen im Unterricht. Dann melden sie sich auch, sonst nicht. Viele Schweizer Kinder getrauen sich nicht, ihre Sprachkompetenz mündlich zu zeigen.»

Wenn muslimische Jungen den Lead übernehmen, könne dies die Handlungsfähigkeit der Lehrerin einschränken. Sie erzählt folgende Anekdote: Sie war noch eine junge Lehrerin, es war vor Weihnachten. «Ich stand vor der Klasse und sagte, es wäre schön, das Zimmer zu dekorieren. Ein Junge aus Bosnien sagte: ‹Ich regle das schon für Sie›, und ehe ich etwas sagen konnte, war er draussen. Neben dem Schulhaus gab es einen kleinen Wald. Alle hingen am Fenster. Was macht er? Nach einer Weile kam er mit einem Baum aus dem Wald. Er war ein kräftiger Junge. Der Baum war fast zimmerhoch. Ich dachte, o Gott, hoffentlich kommt die Schulleitung nicht. Die Tanne war ja geklaut. Das geht eigentlich nicht.»

Sie wusste nicht, ob sie mit ihm schimpfen oder ihn dafür loben sollte. Sie liess dann den Baum im Zimmer. «Er hat die Führung übernommen, und ich konnte nicht mehr eingreifen.»

«Für mich waren im Schulalltag die Ausländerkinder nicht das grösste Problem», sagt ein erfahrener Primarlehrer, der noch sporadisch an verschiedenen Schulen im Aargau aushilft. «Schweizer Kinder, die es gewohnt sind, zu tun und zu lassen, was ihnen beliebt, haben meinen Schulalltag viel mehr belastet.» Ausländerkinder hätten «in der Tendenz aus kulturellen Gründen mehr Respekt vor der Lehrkraft, ihre Eltern auch. Das gilt vor allem, wenn der Lehrer männlich ist.» Mit Frauen dagegen hätten muslimische Väter oft Mühe, so die Heilpädagogin.

«Die muslimischen Buben und Mädchen gehen am Freitag in die Moschee. Und am Samstag, um Arabisch zu lernen. Sie besuchen Camps, wo sie den Koran lesen. In jeder Klasse fastet praktisch jeder Muslim. Das war vor zehn Jahren nicht so», erzählt die Sekundarlehrerin aus Winterthur.

Saïda Keller ist gebürtige Tunesierin und befasst sich mit dem politischen Islam. Sie sagt: «Die Moscheen arbeiten seit über dreissig Jahren gegen die soziale Integration. Es wird den Kindern beigebracht: Ihr seid Muslime und müsst unter euch bleiben.» Deshalb gebe es in der ganzen Schweiz die Tendenz zu sozialer Abgrenzung.

«Von ratsuchenden Müttern weiss ich, dass Mädchen in den Moscheen der Haushaltsarbeit zugeführt werden, während die Buben in der Pause draussen Fussball spielen. Manche Kinder verbringen das ganze Wochenende in der Moschee. «Dort lernen sie einen rigiden Islam. Logisch, findet bei den Kindern und Jugendlichen eine soziale Entfremdung statt.»

Im Sommer und im Winter organisieren die Moscheen Ferienlager, etwa im Berner Oberland. «Mit diesen Lagern wollen sie ein exklusives Gemeinschaftsgefühl stärken, das muslimische Kinder bewusst vom Rest der Gesellschaft trennt. Vordergründig geht es um Sport und Spass, doch letztlich geht es darum, die Kinder religiös zu indoktrinieren und auf Kurs zu bringen. Es gibt Wettbewerbe zum Auswendiglernen des Korans und grosse Preisverleihungen in Bosnien, im Kosovo oder in der Türkei.

In der Schweiz leben rund 445.000 Muslime, das sind achtmal mehr als 1980.

Es gibt 260 Moscheen.

Alle befragten Lehrpersonen betonen aber auch: Das grösste Problem der Schule ist nicht die Migration. Sondern die schlechte Lehrerausbildung («sie lernen nicht mehr, eine Klasse zu führen») und die offenen Unterrichtsmethoden mit dem individuellen Lernen schon in der Primarschule. Und alles auf dem iPad. «Das gibt einen giftigen Cocktail», sagt die Kleinklassenlehrerin.

«Es ist erbärmlich, wie ineffizient wegen dieser Methoden in den Schulen gearbeitet wird», so der langjährige Primarlehrer, der in viele Schulen im Aargau hineinsieht. «Die Kinder sind sich selbst überlassen, dümpeln in Gängen und an Gruppentischen vor sich hin, töggeln an einem Laptop herum und plaudern ein bisschen. Irgendwo schwirrt die Lehrkraft zwischen ihrer im ganzen Schulhaus verteilten Klasse umher. Die Kinder sind nach ein paar Jahren dieses ‹Unterrichts› oft völlig unmotiviert und langweilen sich – und können auch nichts! Nicht weil sie leistungsschwach wären, sondern weil sie nicht wirklich unterrichtet und konkret angeleitet werden.»

Was er beobachtet: «Auch schwächste, völlig entmutigte Schüler schöpfen oft Mut und beginnen wieder zu lernen, wenn der Erwachsene ganz kleinschrittig anleitet und wohlwollend ermutigt.»

Schwache Schülerinnen und Schüler – und das sind häufig Migranten – leiden unter diesem strukturlosen Lernen. Die Schule lässt sie hängen. «Einzeln sind die muslimischen Schüler freundliche, sympathische junge Menschen», sagt die Heilpädagogin. «Man könnte sie anleiten in einem klaren Unterricht, man könnte sie in die Pflicht nehmen. Aber nicht in unserem Schulsystem. Das ist zu libertär. Sie verstehen von ihrer Kultur her den freien Umgang mit allem, auch mit dem iPad, nicht. Sie sind andauernd dabei, Grenzen auszutesten. Da geht unsere ganze

Aufmerksamkeit hin als Lehrperson. Und wir haben keine Zeit mehr, uns um die Fleissigen zu kümmern.»

Sie merkt, dass die Schüler eigentlich Orientierung möchten. Sie fragen noch in der Oberstufe: «Sollen wir jetzt ein kariertes Blatt nehmen oder ein liniertes?»

Lehrer verkommen zu Buchhaltern

Und sie möchten Vorbilder. Doch das seien viele Lehrerinnen und Lehrer nicht mehr, sagt die Heilpädagogin. Das fange bei der Sprache an. «Die brauchen auch nur noch drei Adjektive: ‹lässig›, ‹cool› und ‹mega›. Das Feedback zu einem Vortrag: ‹So mega guet!›» Die Lehrpersonen seien gekleidet wie die Schüler und sendeten das Signal aus: «Hey, wir sind auch cool!»

Das exakte Gegenteil beobachtet der Aargauer Primarlehrer. Er ist oft «erschüttert, wie autoritär gerade junge Lehrerinnen mit den Schülern umspringen. Viele Lehrer verkommen zu Buchhaltern, verwenden ausgeklügelte Straf- und Bonussysteme und hoffen, damit eine Klasse bändigen zu können.» Das seien «hilflose Massnahmen». Ruhe und eine gute Lernstimmung in die Klasse zu bringen, sei nur durch die Persönlichkeit des Lehrers möglich. «Durch einen wohlwollenden Unterricht mit ein bisschen Humor.»